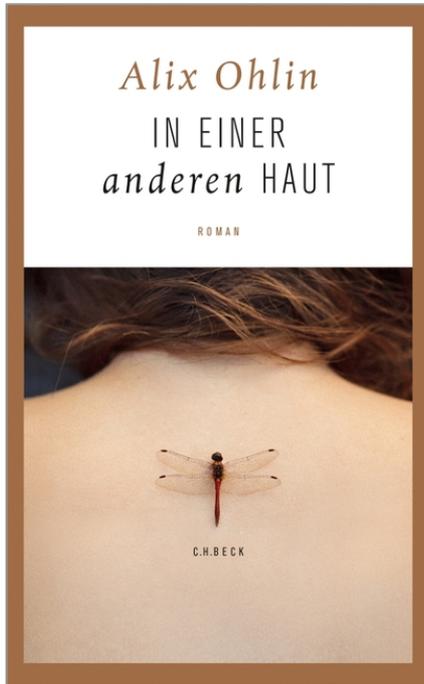


Unverkäufliche Leseprobe



Alix Ohlin
In einer anderen Haut
Roman

351 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-64703-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/11513446>

1

Montreal, 1996

Auf den ersten Blick verwechselte sie ihn mit irgendetwas. Im winterlichen Dämmerlicht hätte er auch ein Ast oder ein Holzsplit, ja, selbst ein Reifen sein können. In all den Jahren, die sie nun auf dem Mount Royal langlaufen ging, hatten schon ganz andere Dinge ihren Weg gekreuzt. Die Leute verloren ihre Schals, ihre Schuhe, ihre Hemmungen: Sie war auf Menschen gestoßen, die unter freiem Himmel miteinander schliefen, selbst bei bitterer Kälte. Trotz dieser Zwischenfälle war der Berg der einzige Ort, wo sie sich wirklich eins mit sich fühlte, insbesondere im Winter, wenn sie durch die kahlen Zweige der Bäume die Stadt unten im Tal sehen konnte – die Kirchen mit den grünen Turmspitzen und die grauen Wolkenkratzer, die zum Greifen nah schienen, die Straßen, die sich bis zum alten Hafen erstreckten, und links und rechts die Brücken, die sich über die fahlen Wasser des St.-Lorenz-Stroms spannten. Der Winter war mild gewesen; was an Schnee fiel, war erst geschmolzen und hatte sich dann über Nacht in Eis verwandelt. Nun, Ende Januar, hatte es schließlich über Nacht und dann den ganzen Tag geschneit, zumindest genug, um langlaufen gehen zu können. Glücklicherweise war ihr letzter Nachmittagstermin abgesagt worden, sodass sie auf den Berg fahren konnte, ehe es dunkel wurde. Sie umrundete das Chalet und machte sich in den Wald auf; nun hatte sie keinen Blick auf Montreal mehr, vielmehr war sie umfungen von dumpfer Stille und Einsamkeit, während die Bäume das Licht noch weiter abschwäch-

ten. Parallelsuren im Schnee verrieten, dass ein anderer Skifahrer vor ihr hier entlanggefahren war. An einem nicht allzu steilen Abhang ging sie leicht in die Hocke und gewann an Schwung, während sie sich in die nächste Kurve legte.

Als sie den Ast erspähte – oder was auch immer es sein mochte –, war es zu spät. Obwohl sie noch abzubremesen versuchte, hatte sie zu viel Tempo drauf und krachte geradewegs in das Hindernis. Sie wurde aus den Bindungen gerissen, fiel seitwärts in den Schnee und begriff erst, als sie sich aufsetzte, dass sie über den Körper eines Mannes gestürzt war. Ihre Beine befanden sich über den seinen, und in ihrem rechten Knie verspürte sie ein schmerzhaftes Pochen.

Es brannte in ihren Lungen, als sie Luft holte. Als sie wieder zu Atem gekommen war, fragte sie: «Alles in Ordnung mit Ihnen?»

Sie erhielt keine Antwort. Er lag quer auf der Piste, sein Kopf war halb im Schnee begraben. Jenseits seines Körpers endeten die Ski-spuren. Im ersten Moment dachte sie, er wäre verunglückt, doch dann erblickte sie seine Skier, die akkurat nebeneinander an einem Baum lehnten.

Sie rappelte sich auf und trat vorsichtig um ihn herum, bis sie sein Gesicht sehen konnte. Er trug keine Mütze. «Hallo?», sagte sie ein wenig lauter. «Alles in Ordnung mit Ihnen?» Vielleicht hatte er einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall erlitten. Er lag auf der Seite, mit angezogenen Beinen und geschlossenen Augen, einen Arm über dem Kopf. «*Monsieur?*», sagte sie. «*Ça va?*»

Als sie sich hinkniete, um ihm den Puls zu fühlen, bemerkte sie den Strick um seinen Hals – ein dickes, geflochtenes Seil, das halb unter ihm lag und sich regelrecht an seinen Arm schmiegte, während das andere Ende in einer Schneewehe ruhte, nein, gleichsam darunter verschwand. Und dann erblickte sie auch den abgebrochenen Ast, an den es geknüpft gewesen war.

Hastig lockerte sie den Strick, spürte den Puls an seinem Hals und öffnete rasch die obersten Knöpfe seiner Jacke in der Hoffnung,

ihm dadurch das Atmen zu erleichtern. Sein Gesicht war nicht blau. Er war in ihrem Alter, vielleicht Mitte dreißig, sein kurzes, lockiges braunes Haar schon leicht grau meliert. Doch er öffnete die Augen immer noch nicht. Sollte sie ihm ein paar Klapse auf die Wangen geben? Es mit Mund-zu-Mund-Beatmung versuchen? Behutsam drehte sie ihn auf den Rücken. «*Monsieur?*», wiederholte sie. Er regte sich nicht.

Sie schnallte ihre Ski wieder an, fuhr zurück zum Chalet und wählte 911. In ihrem stockenden Französisch – es klang noch gebrochener, weil sie außer Atem war – versuchte sie, ihre Position zu beschreiben. Bei ihrer Rückkehr lag er immer noch da, wo sie ihn gefunden hatte. «Sir», sagte sie. «Ich heiße Grace. *Je m'appelle Grace.* Ich habe Hilfe gerufen. Alles wird wieder gut. *Vous êtes sauvé.*»

Sie legte das Ohr an seinen Mund, um seinen Atem hören zu können. Seine Augen waren nach wie vor geschlossen, doch dann drang unüberhörbar ein schwerer Seufzer über seine Lippen.

.....

Im Montreal General Hospital fiel ihr später auf, dass beide Paar Ski zurückgelassen worden waren. Die Sanitäter hatten den Mann in den Krankenwagen geladen, und sie war ihnen quer durch Côte-des-Neiges gefolgt. Sie war sich selbst nicht sicher, warum. Weil die Sanitäter sie so angesehen hatten, als wären sie und der Mann zusammen langlaufen gewesen? Weil einer von ihnen in einem Kauderwelsch aus Englisch und Französisch gesagt hatte, «The police – *ils vont vous poser des questions at the 'ospital*», worauf sie artig wie ein Schulmädchen genickt hatte?

Teils war es Neugier, weil sie wissen wollte, was ihn zu einer solchen Tat getrieben hatte, teils Mitleid, weil jemand, der keinen anderen Ausweg mehr sah, zutiefst verzweifelt sein musste. Außer-

dem fragte sie sich, warum ausgerechnet sie ihm in die Quere gekommen war.

Vielleicht wollte sie auch nur einfach herausfinden, was passiert war. Jedenfalls saß sie noch Stunden später im Wartezimmer und erschauerte jedes Mal, wenn sich die Glastür öffnete und ein Schwall eisiger Luft hereinwehte. Der Linoleumboden war mit graubraunem Matsch von der Straße verschmiert; vom Bürgersteig drangen Abgase und Zigarettenrauch zu ihr herein. Bislang hatte sich kein Polizist blicken lassen, der ihr Fragen stellen wollte. Der Mann war auf einer Trage davongeschoben worden, umringt von lauter Krankenschwestern, die sich über seinen immer noch leblosen Körper gebeugt hatten. Grace wartete, auch wenn sie nicht recht wusste, auf wen oder was. Als sie sich an die Ski erinnerte – wahrscheinlich hatte sie längst jemand mitgenommen –, schlug sie sich mit der Hand gegen die Stirn. Ihre eigenen waren praktisch brandneu. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr; es war sieben, inzwischen also stockdunkel auf dem Berg. Sie war müde und hungrig und wollte nach Hause. Zuvor aber musste sie unbedingt wissen, wie es ihm ging. Sie ging zum Empfangsbereich und sprach die Schwester hinter dem Tresen an.

«Entschuldigen Sie bitte», sagte sie. «Kann ich ihn sehen?»

Die Schwester sah nicht einmal von ihrem Schreibkram auf. «*Oui, Madame?*»

«Den Mann, der vorhin eingeliefert wurde. Der Langläufer.»

«Wer?»

«Ich weiß nicht, wie er heißt. Er wurde auf dem Berg gefunden.»

«Und wissen nicht, wie er heißt?»

«Ich habe ihn entdeckt.»

«Sie sind also keine Angehörige?» Die Schwester klang misstrauisch, fast feindselig.

«Ich bin Therapeutin», sagte Grace spontan. «*Une psychologue?*» Ihr Französisch schien die Schwester milder zu stimmen, da sie nickte. Zudem nahm sie offenbar an, dass Grace aus beruflichen

Gründen hier war, und Grace beließ sie in dem Glauben. «Ich muss ihn so schnell wie möglich sehen», fuhr sie mit so viel Nachdruck wie möglich fort.

Die Schwester zögerte einen Augenblick, zuckte dann aber mit den Schultern und deutete zum Fahrstuhl. «Zimmer 316.»

Grace klopfte an, ehe sie eintrat. Der Mann trug ein Krankenhaushemden und lag auf dem Rücken; in seinem Arm steckte eine Kanüle. Der leere Gesichtsausdruck, mit dem er an die Zimmerdecke starrte, veränderte sich nicht, als sie hereinkam. Welchen Schmerz auch immer er dort oben auf dem Berg empfunden haben mochte, in seinen Zügen spiegelte sich nichts mehr davon; er hätte genauso gut auf einen Zug warten können. An seinem Hals zeichnete sich die rote, tief eingegrabene Spur des Stricks ab. Sie räusperte sich und setzte sich auf den Stuhl, der neben dem Bett stand.

«Sprechen Sie Englisch?», fragte sie. Keine Antwort. «*Vous parlez français?*» Wieder nichts. «Da ich mein Highschool-Spanisch längst vergessen habe, sind das so ziemlich die einzigen Alternativen.» Seine Sachen lagen zusammengelegt auf dem Nachttisch. «Ich werde jetzt mal nachsehen, ob ich irgendwie Ihren Namen herausfinden kann, es sei denn, Sie untersagen es mir ausdrücklich.» Sie ging seine Kleidung durch, tastete nach einer Brieftasche. Er machte keine Anstalten, sie daran zu hindern, auch nicht, als sie die Brieftasche gefunden hatte und seinen Führerschein herausnahm. *John Tugwell*. Er sprach also doch Englisch. Sie legte die Sachen wieder zusammen und nahm wieder Platz. «John, ich heiße Grace», sagte sie. «Ich bin Therapeutin, aber das ist nicht der Grund, weshalb ich hier bin. Ich war langlaufen und habe Sie gefunden. Der Ast, an dem Sie den Strick befestigt hatten, ist abgebrochen. Ich habe den Notarzt gerufen.» Außer einem Zucken seiner Lider deutete nichts darauf hin, dass er bei Bewusstsein war. Sie wusste nicht einmal, ob er sie überhaupt hörte. Seine Hände ruhten flach und entspannt auf der Bettdecke.

«In dem Teil des Gebiets trifft man normalerweise nicht viele Leute an», sagte sie. «Aber deswegen haben Sie sich die Gegend wahrscheinlich auch ausgesucht. Ich weiß nicht, was ohne mich passiert wäre. Hätten Sie es nach einer Weile noch mal versucht?»

Er schwieg.

Um seine Augen hatten sich tiefe Falten eingegraben, als würde er viel Zeit unter freiem Himmel verbringen. Seine Lippen waren unnatürlich blass. Sein Körper wirkte unter der dünnen Krankenhausaufdecke robust und muskulös. Ob er ein gut aussehender Mann war, ließ sich unmöglich sagen, während er dort im Bett lag. Alles Leben, das seinen Zügen Charakter und Eigenheit verliehen hatte, war aus ihm gewichen. Sie rückte ein Stück näher. Selbst aus dieser geringen Distanz schien sein Körper keinerlei Wärme auszustrahlen, als wäre er immer noch unterkühlt.

«Sie sind von den Toten auferstanden», sagte sie. «Vielleicht wollten Sie das gar nicht, aber so ist es nun mal.»

Im selben Augenblick schlug er zum ersten Mal die Augen auf. Sie waren grün. Dann blinzelte er noch einmal und schloss sie wieder.

«Wenn Sie reden wollen», sagte Grace, «höre ich Ihnen gerne zu.»

.....

Sie rollten ihn auf einer Trage aus dem Zimmer und brachten ihn mit einem schwarzen Spezialstiefel wieder herein. Der Arzt sprach mit Grace, als hätte sie ein Recht auf nähere Informationen. Sein Knöchel war verstaucht. Die Kratzer und blauen Flecken auf seinem Gesicht waren nicht der Rede wert. Eine Krankenschwester brachte ein Paar Krücken herein. Der Arzt, der erschöpft aussah und höchstens 25 sein konnte, gab ihm ein Rezept für Schmerzmittel und meinte, er solle in zwei Wochen wieder vorbeikommen. Grace sagte, sie würde ihn nach Hause fahren.

«Bevor wir Sie entlassen können, müssen wir uns über Ihren Zustand Klarheit verschaffen», sagte der Arzt in vagem Tonfall. «Dafür wird ein Termin mit der psychiatrischen Abteilung nötig sein», fuhr er förmlich fort.

Sie nickte.

«Wir vereinbaren einen Termin für Sie», sagte der Arzt und kehrte ihm den Rücken zu.

Der Mann warf ihr einen flehenden Blick zu. Sie zuckte mit den Schultern; er hatte ihre Hilfe ja bereits zurückgewiesen.

Er hustete und sagte: «Eigentlich wollte ich das gar nicht.» Seine Stimme war heiser und verschleimt; sie klang, als wären die Worte tief in ihm gefangen, wie in einer Höhle oder einem Spinnennetz.

«Was meinen Sie damit?», fragte der Arzt.

«Ich wollte bloß wissen, wie sie reagiert.» Tugwell wies mit dem Daumen zu Grace hinüber. Seine Stimme war schmerzhaft kehlig; er schluckte merklich, nachdem er gesprochen hatte, doch dann gelang es ihm, einen Tonfall spielerischer Ironie anzuschlagen. «Wir waren zusammen langlaufen, und ich hab ihr gesagt, ich würde Selbstmord begehen, und bin in die andere Richtung abgehauen. Ich habe ihr gesagt, ich hätte einen Strick dabei – und dass ich nicht lange fackeln würde. Und dann hat es *neun Minuten* gedauert, bis sie endlich aufgetaucht ist! Ehrlich, ist das zu glauben? Ich habe auf die Uhr gesehen!»

«Sie haben Ihrer Frau mitgeteilt, Sie würden Selbstmord begehen, um ihre Reaktion zu testen, und dann die Zeit gestoppt?» Der Arzt runzelte skeptisch die Stirn. Womöglich dachte er, dass er die Geschichte nicht richtig verstanden hatte.

«Fast zehn Minuten», fuhr Tugwell fort. Als er sie anblickte, zog sich einen Moment lang ihr Herz zusammen.

Der Arzt musterte sie irritiert. Einen Augenblick lang zögerte sie, sich auf seine Geschichte einzulassen, die so absurd war, dass sie kein halbwegs vernünftiger Mensch auch nur in Erwägung gezogen hätte. Dieser Mann benötigte professionelle Hilfe, angefangen mit

einem psychiatrischen Gutachten. Doch in seinem Blick lag ein Ausdruck, als hätten sie eine geheime Absprache getroffen, und der Lebensfunke in seinen Augen strahlte so unvermittelt hell, dass sie ihn unbedingt bewahren, vom leisen Flackern zu einer richtigen Flamme fächeln wollte.

Vielleicht lag es auch daran, dass sie ihn hier im Krankenhaus ohnehin nur kurz und oberflächlich abfertigen würden. Oder weil sie die Verantwortung dafür trug, dass er überhaupt hier gelandet war. Oder weil sie sich freute, dass er nun doch auf ihre Hilfe zählte.

«Er ist auch nie für mich da», sagte sie so genervt wie eben möglich.

Der Arzt gab einen langen Seufzer von sich und warf einen Blick auf seine Uhr. «Es geht also um einen Ehestreit?»

Grace nickte.

«Tja, da ist wohl einiges aus dem Ruder gelaufen», sagte Tugwell.

Der Arzt zuckte mit den Schultern, als wäre ihm schon weit Merkwürdigeres untergekommen, zückte seinen Kugelschreiber und notierte etwas auf seinem Klemmbrett.

«Ich kümmere mich um ihn», sagte Grace.

Der Arzt verließ das Zimmer, zu beschäftigt, um darauf einzugehen.

Als sie wieder allein waren, sah Tugwell sie abermals an. Der Funke in seinen Augen war verloschen, als hätte ihm seine kleine Lügengeschichte die letzte Kraft geraubt. «Haben Sie nichts Besseres zu tun?»

«Hier geht's nicht um mich», erwiderte sie.

«Ausweichpalaver.»

«Pardon?»

«Tut mir leid, ich meinte Ausweichmanöver. Ich bin immer noch groggy.»

«Ich bin Ihnen nicht ausgewichen», sagte sie, obwohl sie genau das getan hatte. «Es spielt nur keine große Rolle. *Ich* spiele hier keine

große Rolle, jedenfalls nicht für Sie. Sie sind verletzt, und ich fahre Sie gern nach Hause, wenn Sie wollen. Oder soll das lieber jemand anders übernehmen?»

Er schloss die Augen.

«Soll ich Ihnen beim Anziehen helfen, John?»

«Nein», erwiderte er. «Und nennen Sie mich Tug.»

«Okay, Tug», sagte sie. «Ich warte draußen. Rufen Sie einfach, wenn Sie mich brauchen.»

Als sie fünf Minuten später wieder hereinkam, trug er seine graue Fleecejacke und seine schwarze Skihose; den Reißverschluss des einen Beins hatte er offen gelassen und den Stoff über den Spezialstiefel gekrempelt. In einem Rollstuhl fuhr sie ihn zum Parkplatz, half ihm in ihren Wagen und verstaute die Krücken auf dem Rücksitz. Als sie sich hinters Steuer gesetzt hatte, drehte sie die Heizung auf, während er den Kopf zurücklehnte und schwieg. Sie fragte sich, wo seine Familie war. Er trug keinen Ehering. Falls er nicht wollte, dass sie sich um ihn kümmerte, leistete er jedenfalls keine große Gegenwehr – aber schließlich wusste sie nicht, was in ihm vorging. Vielleicht wartete er nur darauf, dass sie ihn endlich in Ruhe ließ, damit er es erneut versuchen konnte. Die Fälle, die zunächst einlenkten, waren oft auch diejenigen, die ihren Plan bis zum bitteren Ende durchzogen, sobald man sie allein gelassen hatte.

«Leben Sie allein?»

«Ja. Und Sie?»

«Ebenfalls.»

«Nicht verheiratet?»

«Geschieden.»

«Ich auch», sagte er. «Nun ja, in Trennung lebend. Nichts Offizielles.»

«Das tut mir leid», sagte sie. «Wollten Sie sich deshalb umbringen?»

Eine kleine Pause entstand, ehe er antwortete. «Sie reden ja nicht lange um den heißen Brei herum.»

«Dafür gibt es auch keinen Anlass», erwiderte sie.

Er sah aus dem Fenster, und schließlich begriff sie, dass er ihr nicht antworten wollte, was aber auch kein Problem war. Dann aber wandte er sich wieder zu ihr. «Sie haben gesagt, Sie wären Therapeutin?»

«Ja. Meine Praxis ist in Côte-des-Neiges. Grace Tomlinson. Kommen Sie vorbei, wann Sie wollen, oder rufen Sie mich an. Ich stehe im Telefonbuch.»

«Und so kriegen Sie neue Klienten? Indem Sie beim Langlaufen nach Depressiven suchen?»

«Genau», erwiderte Grace fröhlich. In ihrem Beruf hatte sie gelernt, immer ruhig zu bleiben. «Aber die Ausbeute war ziemlich mau, bevor Sie aufgetaucht sind. Sagen Sie mir, wie ich fahren muss?»

Er nickte. Sie folgten dem Saint-Laurent-Boulevard in nördlicher Richtung, fuhren durch Little Italy und kamen schließlich in ein Viertel, in dem die meisten Ladenfronten vietnamesische Schriftzeichen trugen. Er bedeutete ihr, in eine dunklere Seitenstraße abzubiegen, die von dreistöckigen Häusern gesäumt war, auf deren Außentritten Schnee lag. Schließlich bat er sie, vor einem gelben Backsteingebäude zu halten. In allen Etagen brannte Licht.

Niemand lässt das Licht an, wenn er nicht zurückkommen will, dachte sie. «Wartet jemand auf Sie, Tug?»

«Sie lassen nicht locker, was?», gab er zurück.

«Ja. Sie haben gesagt, Sie würden allein leben. Warum haben Sie dann das Licht nicht ausgemacht?»

Er seufzte und rieb sich die Augen. Schließlich erwiderte er: «Ich habe das Licht für den Hund angelassen.»

«Sie haben einen Hund?»

Er schüttelte den Kopf. «Er gehört meiner Exfrau. Meiner Frau. Wie auch immer wir jetzt zueinander stehen, es ist ihr Hund. Aber sie ist gerade außerhalb unterwegs, daher kümmere ich mich um ihn. Das passiert öfter. Sie holt ihn später wieder ab. Ihm geht's gut.

Er hat sein Fressen, Wasser, einen Knochen, auf dem er herumkauen kann. Ich hasse diesen verdammten Hund.»

«Und warum genau?»

«Du lieber Himmel, ist das hier ein Therapie-Mobil, oder was? Wollen Sie mich hier *in Ihrem Auto* analysieren? Ich war schon mal in psychologischer Behandlung.» Die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus. «Der beste Rat, den mir mein Therapeut gegeben hat, war folgender: *Für nichts im Leben gibt es den idealen Zeitpunkt*. Heute war vielleicht nicht der ideale Zeitpunkt für das, was ich vorhatte, schon wegen dem Hund und so, aber da fiel mir der Satz meines Therapeuten ein, und das bestärkte mich in meinem Entschluss.»

«Wirklich?», sagte Grace. So etwas bekam sie nicht alle Tage zu hören.

«Ja, irgendwie schon. Mehr oder weniger.»

«So ist das Leben», sagte Grace, was er mit einem beifälligen Nicken quittierte.

Er öffnete die Tür, stieg aus und versuchte, seine Krücken vom Rücksitz zu nehmen. Dabei verlor er das Gleichgewicht, und die Krücken fielen auf den vereisten Gehsteig. «Verdammte Scheiße!», fluchte er.

Sie zog den Zündschlüssel ab und stieg ebenfalls aus. Er hüpfte wütend auf und ab, versuchte, die eine Krücke zu erhaschen, die in einer Schneewehe gelandet war. Sie hob sie auf, klopfte den Schnee ab und schob sie unter seinen rechten Arm. Er hielt sich mit der anderen Krücke notdürftig aufrecht, ging einen Schritt Richtung Eingang und fiel erneut hin.

«Tja, sieht so aus, als würden Sie doch nicht ohne meine Hilfe auskommen.»

Er schwieg. Sie legte den Arm um seine Taille, stützte seine Hüfte mit der ihren und führte ihn vorsichtig zur Treppe, den Arm um seine Schultern gelegt. Er benutzte die eine Krücke, um ihnen die Stufen hinaufzuhelfen. Sie brauchten fünf Minuten, um die Ein-

gangstür zu erreichen, und dann dauerte es zwei weitere, bis er die Schlüssel aus seiner Tasche gekramt hatte.

Als er aufgeschlossen hatte, murmelte er, ohne sie dabei anzusehen: «Danke.»

«Kann ich mit reinkommen?»

«Warum?»

«Ohne Hilfe sind Sie aufgeschmissen. Ich glaube nicht, dass der Hund Ihnen mit den Krücken helfen kann.»

«Woher wollen Sie das wissen? Es ist ein ziemlich kluger Hund.»

«Hmm, er müsste aber auch groß und geschickt sein», erwiderte Grace. «Und solche Hunde findet man eher selten.»

Resigniert zuckte er mit den Schultern. Seine Wohnung war hübscher eingerichtet, als sie erwartet hatte: Parkettboden, Perserteppiche, Bücherregale, Bilder an den Wänden. Rechter Hand befand sich ein Treppenaufgang; das Schlafzimmer war offenbar oben und deshalb für ihn schwer erreichbar.

Auf den Krücken mühte er sich zum anderen Ende des Apartments, und dann tauchte ein kleiner Hund auf, um ihn zu begrüßen, ein winziger Dackel, der Männchen machte und fiepte. Aus Sorge, dass Tug abermals das Gleichgewicht verlieren würde, setzte sich Grace auf das Sofa und rief den Hund zu sich. Er sprang auf ihren Schoß und schmiegte sich wie ein Kätzchen an sie.

«Na, du bist ja ein ganz Lieber», sagte Grace. Sie hörte, wie in der Küche Wasser lief, ehe das Geräusch wieder verstummte.

Tug kam wieder hereingehinkt. «Hören Sie, ich bin Ihnen wirklich dankbar, aber jetzt komme ich wieder allein klar.»

«Haben Sie Freunde oder Verwandte, denen wir Bescheid geben könnten? Sie sollten jetzt nicht allein sein.»

«In unseren Herzen sind wir nie allein», gab er zurück. «Noch so ein Spruch von meinem Therapeuten.»

Sie beschloss, es auf andere Weise zu versuchen. «Auf welcher Etage ist Ihr Badezimmer?»

«Ich habe zwei, oben und unten.»

«Und Ihr Schlafzimmer?»

Er gab einen Seufzer von sich. «Oben. Warum sind Sie so aufdringlich?»

«Ich bin nicht aufdringlich. Ich bin *effizient*. Ich gehe, sobald ich hier alles für Sie geregelt habe. Also, wenn Sie mich fragen, sollten Sie lieber hier unten schlafen. Ich kann Ihnen ja Bettzeug von oben holen, okay? Ich schnüffele auch nicht herum, versprochen. Bin gleich wieder da.»

So gut es ihm mit den Krücken möglich war, zuckte er mit den Schultern und ließ sich vorsichtig in einem Sessel nieder. Der Hund sprang von ihrem Schoß und lief zu ihm.

Auch wenn sie versuchte, sich an ihr Versprechen zu halten, fiel ihr doch ins Auge, dass die obere Etage ähnlich geschmackvoll eingerichtet war. Es sah überhaupt nicht nach ihm aus. Nicht, dass sie glaubte, er habe keinen Geschmack, doch ging sie davon aus, dass ihm solche Dinge eher nicht wichtig waren. Wahrscheinlich der Einfluss seiner Exfrau. Sie legte Decke und Laken zusammen, trug das Bündel nach unten und bezog das Sofa.

«Was haben Sie denn zu essen da?», fragte sie.

Nun sah er nicht verärgert, sondern sogar leicht amüsiert drein. Die Ahnung eines Lächelns umspielte seine Lippen. «Nichts.»

«Dann bestellen wir eine Pizza», sagte sie.

«Meinen Sie das ernst? Was ist das jetzt für eine Nummer?»

«Ich habe Sie im Schnee gefunden», erwiderte sie. «Und ich will nicht, dass Sie noch einen Selbstmordversuch begehen.»

«Ach, und das gibt Ihnen das Recht, mich zu kontrollieren? Einen Daumen auf mein Leben zu haben?»

«Nein. Ich finde einfach nur, wir sollten Pizza bestellen.»

Und genau das tat sie auch. Der Dackel verschwand durch eine Hundeklappe nach draußen und trippelte unschlüssig im kleinen Garten des Hauses herum, ehe er schnell wieder hereinlief. Grace holte Teller, Servietten und Gläser und deckte den kleinen Wohnzimmertisch. Als die Pizza kam, bezahlte sie den Boten. Es küm-

merte sie nicht, dass es bereits zehn war und sie am nächsten Morgen Patienten hatte. Tug hielt sie bestimmt für eine Wichtigtuerin oder eine zutiefst einsame Frau, die kein Zuhause hatte. Womit er nicht ganz Unrecht hatte. Jedenfalls machte sie ungern Fehler, und sie würde es gewiss nicht zulassen, dass er noch einmal versuchte, sich umzubringen, wenn ihre bloße Anwesenheit genügte, um ihn davon abzuhalten.

Sie aßen Pizza und sahen sich einen Film aus den Siebzigern mit Jane Fonda an. Als er zu Ende war, sagte sie: «Versuchen Sie doch einfach, ein bisschen zu schlafen. Soll ich Ihnen eine Schmerztablette bringen?» Soweit sie wusste, hatte er bislang keins der verschriebenen Medikamente genommen.

«Nightingale», sagte er.

«Sie meinen Florence? Hören Sie, ich will bloß, dass es Ihnen gut geht.»

«Es ginge mir besser, wenn Sie mich jetzt in Ruhe lassen würden», sagte er. «Wollten Sie nicht verschwinden, wenn hier alles geregelt ist?»

«Das geht nicht», erwiderte Grace. «Zumindest nicht heute Nacht.»

«Warum?», fragte er in entnervtem Tonfall.

«Weil ich es mir nie verzeihen würde, wenn ich jetzt gehe und Sie sich umbringen.»

Den Kopf auf der Sofalehne, den bandagierten Knöchel auf ein Kissen gebettet, musterte er sie stirnrunzelnd. Das Blut war in seine Lippen zurückgekehrt, und nun fiel ihr auf, dass sie ziemlich rosig waren, nicht feminin, aber sinnlich und voll, auch wenn von ihnen in diesem Augenblick kaum mehr als ein zorniger Strich zu sehen war. «Ihnen geht's in erster Linie um Sie selbst, stimmt's? Sie haben einen Komplex oder so was.»

«Vielleicht», sagte sie gleichmütig.

«Sie wollen, dass ich in Ihrer Schuld stehe.»

«Sie schulden mir gar nichts. Ich will lediglich, dass Sie sich nichts antun.»

«Warum?», fragte er abermals.

«Wenn Sie wüssten, dass jemand vorhat, einen Mord zu begehen», erwiderte sie, «würden Sie sich nicht verpflichtet fühlen, denjenigen daran zu hindern?»

Er schüttelte den Kopf. «Das wäre etwas anderes.»

«Nicht für mich.»

«Vielleicht sind Sie ja auch auf irgendeinem perversen Trip und stehen auf kaputte Typen, die Sie retten und dominieren können.»

Grace lachte. «Wer ist denn hier der Therapeut?»

Obwohl sie es selbst auf dem Totenbett nicht zugegeben hätte, musste sie massiv gegen den Impuls ankämpfen, sich zu ihm zu setzen und seine Hand zu halten. Sie war fest davon überzeugt, dass körperlicher Kontakt ihn irgendwie erden würde. Sie wollte ihn in den Arm nehmen oder über seine Wange streichen, ihm durch ihre Berührung zu verstehen geben, dass er nicht allein, dass er etwas wert war, dass ihm Beachtung und Mitgefühl geschenkt wurden. Sie beugte sich in ihrem Sessel vor, wenn auch nur ein kleines Stück, um ihn nicht zu verstören.

«Meine Exfrau wäre sicher alles andere als begeistert, Sie hier vorzufinden», sagte Tug.

«Und warum?»

«Sie ist ausgesprochen eifersüchtig.»

«Dafür gibt es wahrlich keinen Grund.»

«Tatsächlich? Sie kommt zurück und findet hier eine fremde Frau vor, die mir eine außerplanmäßige Therapiestunde gibt? Ach, so nennt man das neuerdings? Genau das würde sie sagen!»

«Sie hat sich also von Ihnen getrennt, weil Sie untreu waren», sagte Grace.

«Nein», gab er zurück. «Nein.» Zum ersten Mal verlor seine Miene ihren gleichgültigen Ausdruck. Seine Gefühle überwältigten ihn, und plötzlich standen Tränen in seinen Augen.

Sie wartete darauf, dass er fortfuhr, doch als er schwieg, beschloss sie, das Thema zu wechseln. «Was machen Sie eigentlich beruflich?»

«Ich arbeite in einem Druck- und Kopierladen.»

«Jede Menge Papier, was?»

«Hochzeitseinladungen, Briefpapier, Dankeskärtchen. Während Sie eine Kommandotherapeutin sind, die ihre Hilfe Menschen in Not aufdrängt.»

«Ich weiß nicht, wie Sie zu Ihrer Arbeit stehen», sagte Grace zögernd. «Aber ich kann zwischen Beruflichem und Privatem nur schwer trennen. Wenn ich den ganzen Tag als Therapeutin gearbeitet habe, kann ich mich nach Dienstschluss nicht auf Knopfdruck in jemand anderen verwandeln. Verstehen Sie, was ich meine?»

In jenem Moment erkannte sie, dass er sie endlich als das sah, was sie wirklich war, nicht als Hindernis oder als Störenfried, sondern als Person. Dass er sie wahrnahm. Er startete sie an, und sie spürte, wie sie errötete, ohne genau zu wissen, warum.

«Bei meiner Arbeit fällt mir das nicht so schwer», sagte er lächelnd.

«Tut Ihnen der Knöchel weh?»

«Halb so schlimm», sagte er.

Es war Mitternacht. Der Hund schlief in Tugs Schoß. Seine Exfrau war nicht aufgetaucht. Grace betrachtete ihn ein Weilchen im Dunkel des seltsamen Wohnzimmers. Um halb eins waren sie beide eingeschlafen, sie in ihrem Sessel, er auf dem Sofa, und als sie morgens aufwachte, war er immer noch am Leben.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de